



Gratisbeilage zur „Heisenheimer Zeitung“.

— ♦ Zu unseres Kaisers Geburtstag. ♦ —

Es geht ein herrlicher Ruf durchs Land:
Heraus mit den deutschen Fahnen!
Laßt hoch sie wehen an Strand und Sand
Getreu dem Brauche der Ahnen!
Laßt hoch sie flattern von Firk und Dach
Als Zeiden unserer Treue,
Auf daß sie rütteln die Herzen wach
Zur Kaiserhuld'gung aufs Neue!

Hurra dem Kaiser! Kein schöneres Wort
Als dieses gibt es zu wahren;
Hurra dem Kaiser! Das ist der Hört,
Um den wir uns immer scharen.
Hurra dem Kaiser! Kein deutsches Herz
Mag diesem Ruf sich verschließen,
Sei's in der Heimat, sei's anderwärts
Jubelnd den Kaiser zu grüßen.

Denn wo heut immer ein deutsches Wort
Entströmt begeistert dem Munde,
Dort trägt es stolz das Gelübde fort
Der Treue zum alten Bunde;
Zum Bunde, der über das Erbe wacht,
Von Vätern uns übergeben;
Für unsern Kaiser und seine Macht
Das letzte Gut und das Leben!

So wollen wir's halten jederzeit
In frohen und ernsten Tagen,
So lange über die Erde weilt
Treudeutsche Herzen noch schlagen:

So lange zwitschernd die Schwalbe trägt
Zum Neste noch deutsche Reiser,
So lange soll's tönen frohbewegt:
Hurra, hurra unserm Kaiser!

Frans Neubaur.

— ♦ Der Bursche des Prinzen Alexander. ♦ —

(Fortsetzung.)

Roman von Victor Helling.

(Nachdruck verboten.)

„Was heißt das?“ fragte Friedrich Prengel. „Unser Wilhelm soll ein tüchtiger Geschäftsmann werden — es handelt sich um einen Versuch. Glaubt er nicht, so soll unser Wilhelm ein Handwerker erlernen. Als Geschäftsmann hat aber Herr Gerstenberger seinen wohlbegründeten Ruf, und ich bin durchaus nicht engherzig, weil er ein Jude ist. Ich habe gegen die Juden gar nichts, wenn es sich um intelligente und ehrliche Leute handelt.“

„Den Gerstenberger kennt man ja auch,“ sagte der alte Andresen. „Ich würde meinen Hugo ohne weiteres zu ihm gegeben haben. Aber der Junge will nun durchaus studieren.“

„Jedem das Seine!“ meinte der Postmeister. „Und ihrem Gustav?“ fragte Friedrich Prengel.

Der Postmeister knurrte. „Dem fehlt nichts. Der ist mit Petersens in Geestemünde. Lange Briefe

schreibt er nicht.“ — „Und Olga fühlt sich auch bei meinem Schwager wohl,“ setzte Vater Andresen hinzu. „Sie ist dort sehr wohl aufgenommen worden.“

Friedrich Prengel hüstelte. Goffentlich, dachte er im stillen, bringen die Verwandten das Mädchen von ihrem Vorhaben ab,

zur Bühne zu gehen. Das ist der Verderb.

„Ich kenne Berlin,“ setzte er laut hinzu. „In geordneten Verhältnissen vermag man sich in Berlin sehr wohl fühlen. Berlin ist wie ein Flußbett.“

Um die Lippen des Postmeisters spielte ein ironisches Lächeln, das alle am Stammtisch so gut kannten und das keiner von ihnen übel nahm.

„Wann fahren Sie wieder mal hin?“ fragte er, Papa Prengel über die Brille hinweg anblickend. „Sie halten es ja auf die Dauer unter uns Kleinstädtischen nicht aus.“



Zu den griechischen Kammerwahlen: Das Parlamentsgebäude in Athen.

Der Trauring.

Eine gerichtliche Entscheidung erregte viel Aufsehen, welche sich mit der Frage der Pfändbarkeit des Verlobungsringes beschäftigte.

Es handelte sich um einen glatten goldenen Reif, den der Verlobte aus Anlaß des Verlöbnisses erhalten hatte, der aber dazu bestimmt war, demnächst als Vermählungsring zu dienen.

Das Amtsgericht hat die Unpfändbarkeit dieses Ringes ausgesprochen, während die oberen Gerichte die gegenteilige Ansicht vertreten haben mit der Begründung, daß eine erweiternde Auslegung der gesetzlichen Bestimmung, welche lediglich „Trauringe“ der Pfändung entzieht, nicht angängig wäre; der Charakter des Trauringes sei ein ganz anderer, als der des Verlobungsringes. Die Bestimmung des Ringes als Trauring stehe durch die Schließung der Ehe fest, während sich die Bestimmung des Ringes als „Verlobungsring“ bei der Formlosigkeit des Verlöbnisses nur schwer feststellen lasse.

Was zunächst diesen letzten Punkt anbetrifft, so werden Schuldner, die nicht in geordneten Verhältnissen leben, auch nicht immer in der Lage sein, dem Gerichtsvollzieher den urkundlichen Nachweis der erfolgten Eheschließung sogleich zu erbringen. Der Beamte kann durch das äußere Bild einer „wilden“ Ehe sehr häufig in dieser Beziehung getäuscht werden.

Andererseits kann, wenn auch nicht immer dem Gerichtsvollzieher, so doch dem Vollstreckungsrichter gegenüber, der Nachweis eines ernstlichen Verlöbnisses durch Zeugen oder andere Beweismittel wohl erbracht werden. Mag auch der Vermögensnachweis strittig sein, als der Verlöbnißnachweis, so hat dieser Umstand jedenfalls nicht den Gesetzgeber bewogen, etwa absichtlich den Verlobungsring dem Schutze der die Pfändung beschränkenden Bestimmung zu entziehen.

Bei der Entscheidung der streitigen Frage handelt es sich auch nicht darum, ob die gesetzliche Bestimmung, welche den Trauring für pfändbar erklärt, erweiternd zum Schutze des Verlobungsringes ausgedehnt werden kann, sondern vielmehr um die Frage, ob ein Verlobungsring als Trauring anzusehen ist oder nicht.

Wichtig ist zwar, daß der Ring, wie in alten Zeiten, so auch

heute noch, als Symbol der Vermählung gilt. Nichts deutet aber darauf hin, daß er unbedingt erst nach vollzogener Vermählung gegeben werden darf. So hat sich denn in der großen Masse unseres Volkes, jedenfalls im Mittelstande, die Sitte herausgebildet, den Ring, welcher demnächst als Symbol der Vermählung zu dienen bestimmt ist, also den „Trauring“, schon vor der Eheschließung zu geben und zu nehmen, dann nämlich, wenn die Brautleute ernstlich gewillt sind und kundgegeben haben, daß sie sich zu heiraten beabsichtigen (Verlobung).

Wenn auch das Verlöbniß keinen Anspruch auf Eingehung der Ehe gibt, so ist es doch mit Rechtswirkungen ausgestattet, und es ist immerhin, wie die Vermählung ein Akt, welcher der Feierlichkeit nicht entbehrt und zu gegenseitigem Treuverhältnisse zwingt.

Dieses Verhältnis nach außen hin zu dokumentieren dient der Verlobungsring, der also nicht zu verwechseln ist mit einem gelegentlich der Verlobung geschenkten Schmudring.

Man wird also von Fall zu Fall zu untersuchen haben, ob es sich um einen wirklichen Trauring handelt, und diese Frage bejahen dürfen, wenn es sich um einen Verlobungsring handelt, der als Symbol der künftigen Vermählung zu betrachten ist.

Die Folge dieser Ansicht ist natürlich, die Pfändbarkeit des Verlobungsringes nach aufgehobener Verlobung, weil alsdann der Ring den Charakter als Symbol der Treue verloren hat.

In den unteren Schichten der Bevölkerung, besonders auf dem Lande, ist es Sitte, den Trauring erst ein oder zwei Wochen vor der Hochzeit zu kaufen. Wäre nun die Ansicht der oberen Gerichte zutreffend, so würde auch dieser lediglich als Vermählungsring bestimmte Reif vor Eingehung der Ehe der Pfändung unterliegen.

Man wird also sagen können:

Die Identität des Verlobungsringes mit dem zukünftigen Trauring macht auch den ersteren zum Trauring im Sinne der Vorschrift des § 8 II Zivilprozeßordnung und somit unpfändbar.

Dr. L. Landrichter.



Französische Infanterie in einem gepanzerten Schützengraben während einer Beschießung durch schwere deutsche Artillerie.

(Nach einer englischen Zeichnung.)

„Das kommt auf meine Kunden an,“ sagte Friedrich Prengel. Mit dem Postmeister ließ er sich nicht mehr ein.

5.

„Die Nebel zerreißen — der Himmel wird hell!“ Das Hamburg um 1910 las viel und gern die Lebensgeschichte der Amalie Dietrich aus Siebenlehn, wie sie uns die Pastorin Charitas Bischoff erzählt hat. Lange Jahre schleppte sich die Dietrich mühselig im Nebel wandernd dahin, immer dichter wurde der Nebel, aber als es schon fast Nacht geworden war, da zerriß er. „Der Himmel war hell!“

Wir können unsere demnächstigen Kapitel nicht besser bezeichnen, als mit der Überschrift, die auch die Pastorin Charitas Bischoff gewählt hat.

Auch hier zerriß eines Tages der Nebel, und der Himmel ward hell. Er ward strahlend hell für den guten, braven Friedrich Prengel in Köslin am Mühlenbach.

Vorher aber verdichtete er sich immer mehr.

Erstens: Wilhelm blieb ein Sorgenkind. Was die Lehrer, einer nach dem andern, aber alle fast mit denselben Worten dem Pflegevater gesagt hatten, das wiederholte jetzt in geläufigen Worten der Chef der Firma F. F. Gerstenberger, Futtermittel engros.

Wilhelm Sad fragte mit der Feder über das Papier, er war strebsam, er war fleißig und ehrlich, er war reinlich und adrett — aber er brachte nichts vor sich.

In der Mathe-matik war er immer schwach gewesen. Jetzt brachten ihn die vielen Ziffern, die vor seinen blauen Augen einen Wirbeltanz aufführten, zur Verzweiflung. Er meisterte sie nicht, sie hatten ihn zum besten. Die größte Mühe und der beste Wille halfen nichts — das „Erbteil Sad“, auf dessen Konto Friedrich Prengel diese Unkenntnis setzte, feierte seine Triumphe.

Abgespannt, traurig, wie von Gott und aller Welt verlassen war der Knabe, wenn er abends nach Hause kam.

„Das Wilhelmchen wird uns noch gemütskrank,“ sagte die alte Auguste Walter.

Friedrich Prengel runzelte die Stirn. Auch er machte sich seine Gedanken. Der Junge schien von seinem Komödiantenvater nicht einmal soviel Begabung fürs Leben mitbekommen zu haben, daß er später in die Mineralwasserfabrik Prengel würde eintreten können.

Das waren traurige Aussichten. Da blieb also nur noch das Handwerk.

Wie im Nebel fuhr das Lebensschiff Wilhelm Sads dahin. Und der Nebel war ein richtiger dicker Nebel, in dem man nicht weiter konnte.

Also mußte irgendwie, darüber war sich der Pflegevater im klaren, Abhilfe geschaffen werden. Weniger war er sich über das wie im klaren. F. F. Gerstenberger kündigte dem Lehrling. Friedrich Prengel, der sonst nicht zu rationieren pflegte, sagte etwas vor sich hin, was wie „jüdische Gast“ klang. Gut Ding wollte doch nun mal Weile haben.

Er beschloß einmal mit seinen Kunden in Berlin zu sprechen. Die kleine Neßfuß

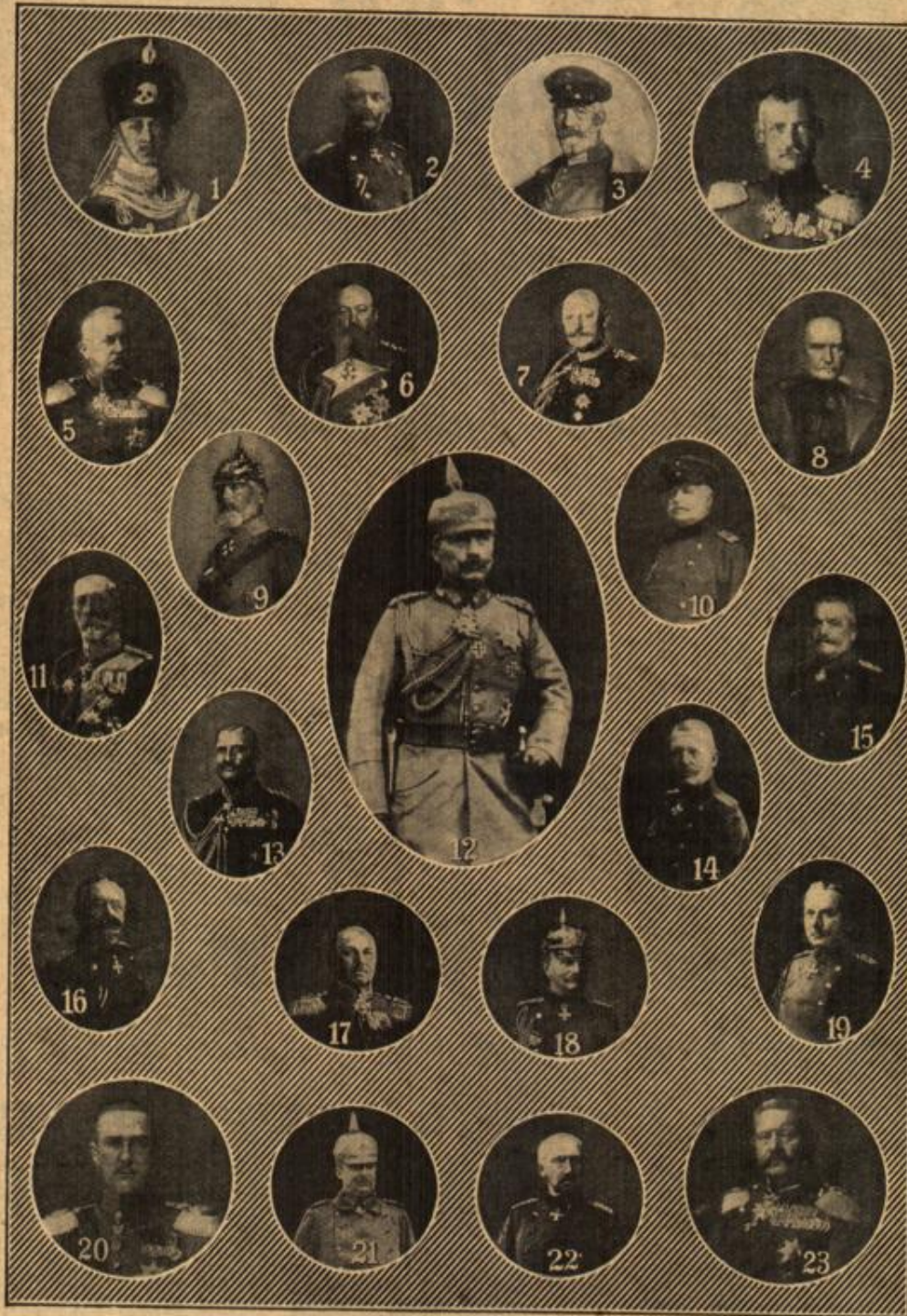
pakte ihm die Reisetasche und rief ihm, als er ihr aus dem Abteil 2. Klasse zum Abschied die Hand reichte, freundlich knirschend die schönen Worte zu, die in bunter Wolle auf seiner Reisetasche prangten: „Glückliche Reise!“

Der alte Andreesen kam an dem Abteil vorüber. Er suchte seine 3. Klasse auf. Er schenkte dem Staat nichts. Und bis Stettin, wo er hin wollte, ließ sich da auch aushalten.

„Na adjuß,“ rief er dem Nachbar zu. „Gute Ankunft und steigen Sie nicht falsch aus!“

Friedrich Prengel winkte mit der linken Hand. Mit der rechten rückte er sich seine graue Reisemütze zurecht. Er wußte, wie man sich auf großen Reisen anzog.

Nachdem er die Stullenpakete und die Apfelsinen, die ihm die Walterin eingepackt hatte, untergebracht und sich seine mausegrauen Wildledernen angezogen, das Willett hatte knipfen und dem Schaffner eine Kösliner Zigarre zum Präsent gemacht



Kaiser Wilhelm II. mit seinen erfolgreichen Seerführern.

1. Kronprinz Wilhelm. 2. General v. Falkenhahn. 3. Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg.
4. Kronprinz Rupprecht von Bayern. 5. Generalfeldmarschall v. Bülow. 6. Staatssekretär Großadmiral v. Tirpitz. 7. Stellvert. Generalstabschef Generaloberst v. Moltke. 8. General v. Beseler. 9. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern. 10. Generaloberst v. Eichhorn. 11. General Graf v. Bothmer. 12. Kaiser Wilhelm II. 13. Generaloberst v. Linzungen. 14. Generaloberst v. Einem. 15. Generaloberst v. Boersch. 16. General v. Bismann. 17. Generaloberst v. Klud. 18. Generalfeldmarschall v. Radenfen. 19. General v. Enmich. 20. Generaloberst Herzog Albrecht von Württemberg. 21. Generalleutnant v. Ludendorff. 22. General v. Below. 23. Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

und hatte in wenigen Minuten die Initialen des florentinischen Meisters entdeckt und freigelegt.

„Der Fund ist gemacht,“ sagte er jetzt hoch aufatmend. „Es ist für mich außer allem Zweifel, daß wir eine echte Arbeit von Leonardo da Vinci vor uns haben, dabei hat sich das Bild wunderbar gehalten. Es zeigt keine bemerkenswerte Nachdunkelung, keine Risse, kurz und gut es ist ein Meisterwerk ersten Ranges.“

Auch Walter Rosen und der Arzt konnten sich dem Danne dieses Bildes nicht entziehen. Es war eben eines jener klassischen Meisterwerke, die immer schön und immer modern bleiben, die jedes Jahrhundert mit anderen Augen ansieht und doch immer wieder entzückend und wunderbar findet.

Eine lange Zeit betrachteten die Männer, jeder schweigend und in sich versunken, das Bild auf der Staffelei. Endlich raffte sich, während schon die Schatten der beginnenden Dämmerung ins Zimmer fielen, William Rose zuerst auf. Er legte das abgespannte Bild des alten Schweden sorgfältig auf den großen Tisch. Beinahe liebevoll betrachtete er jetzt jenes Gemälde, welches noch vor kurzem mit den unerhörtesten Grobheiten bedacht worden war.

„Gallo Walter!“ rief er dann mit ausbrechender Lustigkeit. „Mir ist doch so, als müßtest Du noch eine gute Flasche Steinberger Kabinett im Keller haben. Wenn Du sie hast, dann laß sie kommen, denn heute haben wir einen Tropfen verdient.“

Eine Viertelstunde später klangen die Gläser zusammen. Aber es ging nicht um eine Flasche, sondern um mehrere. Und es waren nicht drei, sondern fünf. Denn Eva und Frau Alara waren mit im Kreise.

„Das wird noch ein Stück Arbeit,“ meinte William Rose, während er seiner Verlobten in dem würzigen Rheinwein zufrank. „Aber in drei Tagen bin ich mit der Reinigung des Bildes fertig. Und dann Evchen, dann sollst Du mal sehen, dann ist „die Madonna mit den Perlen“ beinahe so schön wie Du.“

„Apropos! Ein ander Wort,“ warf Dr. Rosen ein. „Wie wird denn der Wert dieses Bildes taxiert?“

„Billig nicht, Otto,“ erwiderte William.

„Das kann ich mir denken!“ meinte der Arzt. „Ich habe selbstverständlich gehört, daß solche alten Bilder sehr wertvoll sind und mit vielen Tausenden bezahlt werden.“

„Vielen Tausenden ist gut,“ lachte der Amerikaner. „Das war einmal. Heute kannst Du ruhig von vielen Hunderttausenden reden. Am teuersten sind heute die Holländer Rembrandt, van Dyck und die anderen. Da steht der Rekordpreis auf vier Millionen Mark für ein einzelnes Bild. Aber auch die alten Italiener werden mit Gold bedeckt. Zwei Millionen Mark dürfte das allergeringste für dieses Bild sein. Hoffentlich bringen wir mehr dafür herein und schlagen den holländischen Rekord. Prost Walter, und von morgen an besorge ich die Restaurierung und künmere mich um den Verkauf. Du sollst einmal sehen, wie schnell unsere amerikanischen Milliarden ihre Agenten mobil machen, sobald dieser Fund bekannt wird.“

Wieder klangen die Gläser zusammen und jeder ging dabei den eigenen Gedanken nach. William Rose dachte an den Gewinn von Ehre und Geld, den seine Firma von dieser Entdeckung haben würde. Walter Rosen und seine Frau hatten nach Jahren die Empfindung, als ob nun alles wieder gut werden könne, als ob nun endlich die Zeit der ewigen Sorgen und Nöte vorüber sei. „Dr. Rosen!“ rief ihm sein Schwager in spe mit dem vollen Glas zu. „Deine Gesundheit Doktor! Uebrigens unser gemeinsamer Freund, Mister J. C. wird das Bild nicht bekommen, das ist nur für die ganz Reichen, die Astors oder Vanderbilts. Aber als guten Klöder für die anderen können wir ihn hier gebrauchen.“

Und Dr. Rosen, der vor kurzem noch jeden Hinweis auf die Browns abgewiesen hatte, nickte freundlich und tat dem Amerikaner vergnügt Beiseid.

William Rose hatte Schloß Kranichstein für kurze Zeit verlassen.

„Um die Sache zu „managen,“ wie er sich ausdrückte. Sein Koffer barg photographische Aufnahmen des Berlengschmeides und des alten Bildes, die er selber mit Meisterschaft angefertigt hatte.

„Good bye, Walter,“ winkte er noch aus dem Fenster des Ringelbahnzuges, in dem er davonfuhr.

„Good bye, Ihr werdet von mir hören.“ Und dann verschwand der Zug im frühen Dämmern des Winterabends.

Walter Rosen kehrte in das Schloß zurück und beherzigte wohl die Warnung seines geschäftstüchtigen Bruders, die mühsam gefundenen Schätze so unterzubringen, daß kein Dieb sie finden konnte.

Dann warteten die Bewohner von Schloß Kranichstein einen Tag nach dem anderen. Bei jedem der gemeinschaftlichen Mahlzeiten zeigte Walter Rosen eine steigende Ungeduld, fragte er wieder und immer wieder, ob nicht irgend ein Brief von William da sei.

Dann kam die erste Sendung des Amerikaners. Kein Brief. Dafür aber ein ganzes Paket von Zeitungen, deutschen, österreichischen, französischen und englischen, die alle ausführlich über die Entdeckung eines wunderbaren Leonardo da Vinci berichteten.

Das war die erste Frucht von Williams Arbeit. Von nun an brachte jeder Tag eine steigende Post. Anfragen und Offerten von allen Kunsthandlungen des In- und Auslandes. Und immer neue Zeitungen mit Mitteilungen über den wunderbaren Fund. Jetzt ging erst recht eigentlich die Debatte los. Es erschienen spaltenlange Aufsätze für und wider die Wahrscheinlichkeit eines solchen Fundes und von Tag zu Tag mehrten sich die Stimmen, die erst nähere Beweise und Unterlagen verlangten, bevor sie weiter über die Sache reden wollten.

Walter Rosen wurde wieder erregt und unsicher. Er begriff vorläufig ja nicht den scharfschädelnden und genau vorbereiteten Plan, nach welchem sein Bruder arbeitete. William Rose hatte ein ganz bestimmtes Ziel im Auge. Der dachte ausschließlich an einige wenige amerikanische Milliarden, die gewillt und auch fähig waren, für den Fund die Riesensumme zu erlegen, die er fordern wollte. Die Meinung aller anderen Leute war ihm ziemlich egal. Für ihn handelte es sich nur darum, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt und die Spannung möglichst lange aufrecht zu erhalten und den Namen des neuen Bildes in der ganzen Welt bekannt zu machen.

Während sein Bruder in Kranichstein tatenlos still saß, war er bald in London und Paris, bald in München oder in Berlin und schürte diesen Streit immer wieder von neuem. Die Art, wie er dabei vorging, hätte dem älteren Bruder sicher wieder bedenklich oder gar unfair erschienen. William Rose bekam es fertig, am Vormittage irgendeinem Kunsthändler oder Sachverständigen in der plausiblesten Weise klar zu machen, daß dieser Fund ganz bestimmt eine Fälschung sei. Am selben Nachmittag aber lieferte er einem anderen die zwingenden Beweise für die Echtheit des Bildes. Und während Walter Rosen über die Polemik, die danach in den Zeitungen entstand, sehr beunruhigt war, lachte sich William ins Häufchen und sah schon wieder im D-Fuge, um an einem anderen Ort ein ähnliches Manöver zu wiederholen.

So verstrichen reichlich drei Wochen. Dann trat die Gelegenheit in ein neues Stadium. Die großen illustrierten Zeitungen brachten photographische Wiedergaben des Bildes. William Rose hatte diese Aufnahmen mit allen Mitteln moderner Technik hergestellt. Er hatte Farbenfilter benutzt, welche auch in der Schwarz-Weißaufnahme die Lichtwerte des Bildes in vollkommener Weise zum Ausdruck brachten. Und die großen illustrierten Blätter brachten danach Reproduktionen, welche auch dem Laienpublikum die Schönheiten des Meisterwerkes unverkennbar zeigten. Er veröffentlichte auch die Photographien des alten rätselhaften Textes, gab die Deutung desselben, erzählte ausführlich, mit welchen Mühen und wie und wo man das Bild gefunden hatte, und nun war ein Zweifel nicht mehr möglich. Durch die Arbeit eines Monats hatte William Rose es erreicht, daß ganz Europa und Amerika das Bild und die Geschichte seiner Auffindung kannten. Während dieser arbeitsvollen Wochen hatte ihn von Kranichstein nur ein Brief seiner Braut erreicht. Darin erzählte ihm Eva von den Sorgen ihres Vaters und fragte, was mit den hunderten von Briefen geschehen solle, die für ihn eingelaufen seien.

„Liegen lassen, bis ich komme!“ telegraphierte William Rose zurück und dann ging er an den zweiten Teil seiner Arbeit. Nachdem die Presse einen Monat über die Echtheit und Bedeutung des Fundes gesprochen hatte, wurde jetzt die Vertwertung erörtert.

Irgendwo erschien eine Notiz, daß das Bild hoffentlich in Deutschland bleiben würde. Sofort folgte wo anders die Mitteilung, daß die Amerikaner sich diesen Schatz schwerlich entgehen lassen würden.

Als die Dinge soweit gediehen waren, nahm William Rose den ersten besten Zug nach Kranichstein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

„Hallo! gentlemen! So früh schon beim Disput! Ich will nicht lange stören. Eine Frage nur noch. Wir haben doch eine Abschrift des Rätseltextes nach Heidelberg geschickt. Habt Ihr da vielleicht eine Lösung gefunden?“ rief William.

Dr. Rosen begann sich einen Augenblick.

„Ach, sol Ja Vater, Du schicktest mir da eine Chiffreschrift. . . . — Wo habe ich sie denn nur. . . .!“

Dr. Rosen hatte über die aufregenden Ereignisse seiner letzten Heidelberger Tage diese ganze Angelegenheit völlig vergessen.

„Ja, richtig! . . . Die Sachen habe ich ja noch in der Briefftasche.“

„Weißt Ihr denn was entziffern können. Das ist doch die Hauptsache bei der Geschichte und auch für Dich, Mister Otto, von größtem Interesse,“ schrie William aufgeregt.

„Wie? das,“ fragte Dr. Rosen. „Was soll das alte Gerümpel uns interessieren?“

„Weil Du dabei mit Leichtigkeit Millionär werden und allerlei Pläne wieder aufnehmen kannst, die Du jetzt für aussichtslos hältst.“

Dr. Rosen sah seinen Onkel verständnislos an.

„Ich habe keine Ahnung, was Du damit sagen willst. Selbstverständlich hat mein Freund Marwin die ganze Geschichte in fünf Minuten entziffert. Es war ja eine kinderleichte Chiffre.“

William Rose schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Heiliger Himmel! Der Mensch hat die Chiffre, läuft tagelang mit ihr herum und sagt uns kein Wort davon.“

Auch Walter Rosen war in höchster Aufregung.

„Gib her, was Du hast, Otto,“ rief er. „Du weißt nicht, was von dieser Chiffre alles abhängt.“

Der Arzt entnahm seiner Briefftasche die Blätter, auf denen er in Heidelberg mit Dr. Marwin zusammen die Entzifferung niedergeschrieben hatte. Gleichzeitig stürzten sich die beiden Brüder auf das Blatt und überflogen den Inhalt.

Da stand die deutsche Uebersetzung, welche Heinrich Marwin gegeben hatte.

„Als die Feinde sich näherten, hat der Herr Graf von Kranichstein befohlen, alle Schätze, welche das Schloß enthielt, zu verbergen. Ein Perlenband wurde mit dieser Schrift zusammen in dem Mauerwerk verborgen.“

Das schöne Bild des Malers Leonardus von Vinci aber ist verborgen worden unter einem anderen Bilde, welches den schwedischen Feldherrn, den Herrn und Grafen Vollenström darstellt. Das übrige ist im Keller begraben.“

William Rose las den Text wieder und immer wieder.

„Ist unter einem anderen Bild verborgen. . . . Hörst Du, Walter, unter einem anderen Bild verborgen. Das habe ich ja schon gemutmaßt, als ich die rätselhafte Stelle von des Heinhart's Gewandung las. Darum habe ich einen Teil der Farben gelöst und nichts gefunden. . . . Ist unter einem anderen Bilde verborgen,“ murmelte der Amerikaner tief-sinnig vor sich hin, während er das Zimmer eilig verließ und sich nach dem Atelier begab.

Hier nahm er das schwedische Bild noch einmal von der Staffelei und begann es auf das sorgfältigste zu untersuchen. Es war ein kräftiger Blendrahmen aus starkem Eichenholz, das im Laufe der Jahrhunderte eine tiefbraune Farbe angenommen hatte. Darüber war mit ziemlich großen Bronzenägeln das Bild gespannt, welches den alten schwedischen General darstellte. Noch einmal prüfte William Rose die Stelle, an welcher er die Farben gelöst hatte. Es war kein Zweifel, auf dieser Leinwand hatte nur eine einmalige einfache Temperabemalung gesessen.

„Ist unter einem anderen Bilde verborgen. . . .“ wiederholte der Amerikaner mit Hartnäckigkeit. Und dann ging er an seinen Koffer und holte ein Besteck mit allerlei Zangen hervor.

William Rose hatte in der Anfangszeit seiner amerikanischen Laufbahn Gelegenheit gehabt, die ellenlangen und heillosen Klischees kennen zu lernen, die dort im Hafen von New-York zum Sprachschatz gehören. Und während er jetzt seine Zangen zurechtlegte, machte er reichlich Gebrauch von dieser Kenntnis. Prüfend legte er eine Zange neben die andere und jedesmal bekam der schwedische Reitermann die größten englischen Insulten zu hören.

Endlich hatte er gefunden, was er suchte, eine kleine fast zierliche Zange aus blankem Stahl, deren Vaden messerscharf

begannen, um sehr schnell kräftiger zu werden. Prüfend hielt er sie gegen eine der Bronzenägel. Dann setzte er sie an und zog mit kräftigem Druck die Zange aus dem alten harten Holz heraus. Schnell arbeitete er weiter und entfernte ein halbes Duzend dieser Nägel. Nun hob er die alte Leinwand, welche in bekannter Weise um den Blendrahmen gebogen und mit diesen Zangen festgemacht war, ein wenig ab.

Gerade jetzt kam Walter Rosen mit seinem Sohne in das Atelier. Der Vater hatte dem jungen Arzt die ganze Bedeutung eines solchen Fundes für die Familie und das Familienvermögen klar gemacht und Dr. Rosen war jetzt ebenso Feuer und Flamme für das Unternehmen, wie die beiden älteren. „Wie steht's, bist Du klüger geworden?“ rief Walter Rosen.

„Bitte, sieh her,“ erwiderte William und hob die Leinwand ein wenig vom Rahmen an jener Stelle ab, an der er die Nägel entfernt hatte.

Aufmerksam betrachtete Walter Rosen die Stelle. Es war klar, daß William etwas wichtiges entdeckt hatte. Unter der abgehobenen Leinwand wurde ein zweiter weniger weit reichender Streifen sichtbar, der mit besonderen ganz flachen eisernen Nägeln festgemacht war.

„Hallo! Boys,“ schrie William Rose begeistert, während er mit der Rechten seine Zange temperamentvoll in der Luft schwenkte, „darunter ist was! . . und was es ist, das werden wir auch bald haben.“

Und wieder machte er sich emsig an die Arbeit und entfernte einen Nagel nach dem andern. Dann hob er die obere Leinwand vom Rahmen ab und nun trat das eigentliche Bild zu Tage.

Zunächst nur eine graue, vollkommen verstaubte Fläche. „Um Gotteswillen nicht! Halt ein!“ rief William Rose, als sein Bruder den Staub mit dem Finger an einer Stelle wegtupfen wollte. Das machen wir anders.“ Und wieder entnahm er seinem Zaubertrichter allerlei wunderliche Sachen: Blasbalge, ganz weiche Tücher und Pinsel und endlich einige Flaschen mit Essenzen.

Der Luftstrom des Blasbalges jagte die oberste Staubschicht fort. Dann traten die Pinsel in Tätigkeit und nun begannen sich, zwar immer noch verstaubt und verdorren, die wunderbaren weichen Züge eines weiblichen Bildes und leuchtende Farben aus der grauen Fläche herauszuheben.

„We got it boys, wo got it indeed!“ schrie William Rose, bei dem in der Aufregung Englisch und Deutsch durcheinanderfloß. „Das ist sie!“

Und dann begann er ganz besonders eine Stelle unterhalb des Halses mit seinen Pinseln zu bearbeiten. Es war ein mühseliges Werk, denn der ganz feine Staub, der im Laufe der Jahrhunderte seinen Weg zwischen diese beiden scheinbar doch so dichten Leinwandflächen gefunden hatte, war von einer unendlichen Feinheit und saß wie Farbe so fest auf der Bildfläche. Aber William Rose ließ nicht nach und die anderen sahen ihm interessiert zu und verspürten es kaum, daß eine Viertelstunde nach der anderen verfloß.

Und dann war endlich doch der Erfolg von Williams Arbeit zu spüren, der wieder und immer wieder mit seidenweichen und dennoch festen Dachspinseln über die Fläche ging und die Pinsel dann an weichen Ledertüchern vom Staub befreite. Deutlich und klar hob sich jetzt ein breiter vierreihiger Perlen-schmuck ab. In demselben feuchten Perlmutterglanz schimmerten die Perlen hier auf dem Bilde, wie sie vor wenigen Tagen auf roter Seide gegläntzt hatten.

William Rose legte den Pinsel ermattet aus der Hand.

„Wir haben sie! gentlemen. Das ist kein Zweifel. Es ist die Madonna mit den Perlen.“

Die Folgen seiner Arbeit waren jetzt deutlich und wohl-tuend zu bemerken. Der gröbere Staub war von dem Bilde verschwunden und nur ein ganz leichter grauer Hauch war noch vorhanden.

Deutlich hob sich das ganze Bild ab und entzündete durch Farbe und Formgebung. Aber es war auch unerkennbar, das dort, wo William besonders emsig gearbeitet hatte, an der Stelle des Halschmuckes, die Farben noch leuchtender, noch lebendiger und natürlicher hervortraten, als auf der übrigen Fläche.

Schon hatte der Amerikaner seine Arbeit auf eine andere Stelle des Bildes gelenkt. Er arbeitete in den unteren Ecken

hatte, sah er mit gutem Mute der Kaiserstadt, die ihn erwartete, entgegen.

Das Reisefieber, das er schon seit Tagen in allen Gliedern spürte, gab, statt ihn zu quälen, seiner Brust ein Hochgefühl. Mit naiver Freude betrachtete er die vorbeischießenden Telegraphenstangen, die Wiesen, die Wälder, die weidenden Kinder.

Er wußte sein Haus in guter Hand. Wilhelmchen sah in seinem Kontor, die Mineralwasserfabrikation versorgte Herr Baumann mit gewohnter Gewissenhaftigkeit, Fidus und die Angorameerschweinchen würden gut gefüttert werden.

Es bedrückte ihn nur, daß er nicht Mareile Refuß, wie er sich doch vorgenommen, gesagt hatte, sie solle ihrer Mutter bestellen, daß er heute nicht in das Aktienbad käme. Es war doch Sonnabend, und die liebe Frau Refuß würde ihm sicherlich das gewohnte Bad herrichten.

Mit dem Gedanken an diese saubere Frau nickte er ein. Ach, wenn er geahnt hätte, was sich in dieser Zeit in Köslin zutragen sollte, er wäre nicht so friedlich schlafend und selig träumend dahingefahren.

6.

In Berlin erlebte Friedrich Prengel etwas sehr Niederdrückendes. Das Hotel Brösche, Prengels Stammhotel hatte aufgehört zu existieren!

Das alte Haus war von den Garpyienklauen der neuen Zeit gefaßt worden. „Wie weggeblasen“ war es. Prengel glaubte lange Zeit, er sei das Opfer eines Irrtums, der Droschkentritscher habe ihn falsch gefahren.

„Brösche? Ne, mein Herr, det fällt mir eben ein. Brösche is schon lange nich mehr! Det is niedergelegt. Det sind — warten Se mal — nu schon jut und jerne anderthalb Jahre her!“

Anderthalb Jahre! Es stimmte. Es konnte stimmen. Zwei Jahre war es her, daß er nicht in der Reichshauptstadt gewesen war.

Ein monumentaler Hotelneubau von riesigen Dimensionen, der zwei Straßenfronten beherrschte, hatte sein altes Gasthöschen mit samt den Nebenhäusern verschluckt.

„Daß mir das aber Brösche nicht hat wissen lassen!“

Er stand ganz ratlos vor seiner Droschke.

„Na, wie denken denn der Herr? Bleiben wir hier oder soll ich wo anders hinfahren?“

Auf einmal fühlte Friedrich Prengel sich ganz klein und ratlos und verlassen. Er wußte nicht, wo er Unterkunft finden sollte. In diesem Luxushotel etwa? Das war ja noch großartiger wie das Zentralhotel! Und was für Dienerschaft davorstand! Ein goldbetreter Portier, der die Nase Gott weiß wie hoch trug, drei Bengels, ganz in hellem, engem Grau mit goldenen Knöpfen und einem grauen Käppi, die fortgesetzt die hohen Drehtüren in Schwung hielten, an die vorkommenden Wagen sprangen und den Schlag aufrißen und das Käppi vom Kopfe.

„Warten Sie mal . . .!“ sagte er zu seinem Kutscher. Er kämpfte mit sich, ob er, da er doch nun einmal mit der Droschke bis hierher gefahren war, auch hier bleiben oder ob er den Weg wieder zurückfahren sollte. Am Stettiner Bahnhof — Und da entdeckte er plötzlich dicht neben dem Hotel, an dessen Ecke seine Droschke noch immer hielt, einen alten Bekannten. Da stand ja noch das alte kleine Palais, das ihm immer so interessant gewesen war und in dem jetzt ein Prinz wohnte. Das war ja noch ein Stückchen aus der alten Zeit, dieser Barock- oder Renaissancebau, dieses Jagdschlößchen, das hier schon gestanden hatte, als es noch keine Dorotheenstraße gegeben, sondern hier die Bäume des Tiergartens ihre Wipfel geschüttelt hatten!

Und um dieses kleinen Schlößchens willen, das ihm so vertraut war, beschloß Friedrich Prengel, hier zu bleiben. In dem Hotelpalast freilich nicht. Dieser hochmütige Portiergeneral und die naseweisen Bengels mit den dünnen, grauen Armen glockten ihn schon lange genug wie über ihn belustigt an — aber in der Nähe!

„Vielleicht finde ich in der Nähe ein Hotel, wie es das Hotel Brösche war, hier herum in nächster Nähe,“ sagte er zu seinem Kutscher.

Der nickte. „Vielleicht „Prinz Heinrich“ — det is gleich um die Ecke — keine hundert Schritt.“

So bezog Friedrich Prengel ein Zimmer im „Prinzen Heinrich“.

Aber, es ließ sich nicht leugnen, Berlin war ihm wieder ein Teil fremder geworden.

„Daß mir das aber Brösche nicht hat wissen lassen!“ wiederholte er immer wieder.

7.

Bei dem hohen Räte von Köslin traf ein Schreiben aus der freien Hansestadt Hamburg ein, das dienstlich meldete, daß ein Mister Dear Sad nach seinem am *** geborenen Sohn Elion Erkundigungen von Massachusetts (U. S. A.) aus habe anstellen lassen und der Hamburger Senat ersuchte um telegraphischen Bescheid in dieser Angelegenheit.

Da die Sache so eilig betrieben wurde und die Beziehungen zwischen der Kösliner und der Hamburger Polizei bisher immer recht gute gewesen waren und auch kein Grund vorlag, dieses schöne Verhältnis zu trüben, machte sich alsbald, nachdem man von dem Schreiben gebührend Kenntnis genommen hatte, Stadtschreiber Dvitz auf den Weg zu Herrn Friedrich Prengel.

Leider traf er ihn nicht an. Auch den Sohn nicht und auch den Prokuristen, Herrn Baumann nicht, der die Abwesenheit seines Chefs zu einem zweitägigen Jagdurlaub nach Labes benützt hatte.

Die Einzigen, die der Sekretär in dem Hause am Mühlbach antraf, war die ergraute Auguste Walter und die kleine Mareile Refuß.

Mareile wurde aus dem Zimmer geschickt. Auguste Walter aber, die der Sekretär seit siebzehn Jahren kannte, erfuhr den Inhalt des dringenden Schreibens und begann am ganzen Leibe zu zittern. Wie ein Seilkünstler auf dem gespannten Seil schwankte sie zwischen dem Zug der Schwere und der Bewahrung des Gleichgewichts. Schließlich überwand sie den Gang zum Fallen.

Sie schlug zwar noch mehrere Male die Hände entsezt über ihrem Kopfe zusammen, aber sie ließ sich dennoch von Sekretär Dvitz überzeugen, daß es vorerst nicht nötig sei, Herrn Friedrich Prengel telegraphisch aus Berlin zurückzurufen; auch der ahnungslose Wilhelm brauche von dieser wichtigen Angelegenheit noch nichts zu erfahren. Der Stadtrat werde selbständig nach Hamburg berichten. Alles andere ginge dann seinen weiten Weg nach Amerika, und bis weitere Entschlüsse oder Maßnahmen von dort einträfen, bis dahin habe es ja noch Zeit und Weile. Bis dahin sei Herr Prengel wieder zurück, und bis dann eine Aenderung eintrete, dessen dürfe sie sich versichert halten, könnte noch viel Wasser den Mühlbach hinunterfließen.

Man einigte sich also vor der Hand dahin, daß Wilhelm, der im Bureau Gerstenberger ächzte und schwitzte und dem Tag seiner Befreiung aus dem Labyrinth der Zahlen und Berechnungen entgegenharrte, nichts von der dienstlichen Anfrage erfahren dürfe. Ob Friedrich Prengel brieflich zu benachrichtigen sei, das stehe auf einem anderen Brett.

Und wirklich, die Kösliner besaßen soviel Feingefühl, wenigstens den armen Jungen noch nicht aus seiner Ruhe auszureden. Der erfuhr es noch zeitig genug.

Im übrigen erfuhr es fast alle, die der geneigte Leser bisher kennt. Von Auguste Walter, nachdem sie sich von ihrer Verstärkung erholt hatte und sie sich kräftig genug fühlte, erfuhr es die stattliche Mutter Refuß.

„Ach, um Gotteswillen! Es ist doch nichts passiert? Sie sehen ganz so aus,“ rief die Vadesrau, als die Walters in ihrem bunten wollenen Umschlagetuch in das Aktienbad gehuscht kam. „Mit Mareile doch nicht?“

Die Alte schüttelte den Kopf und sammelte Atem.

„Also mit dem Herrn! Ich dachte mir's doch! Er ist sonst so ein pünktlicher Gast, und heute ist er fortgeblieben. Ich hatte ihm das Salonbad fertig gemacht —“

Aber die Walters war jetzt bei Kraft.

„Ne — um unseren Wilhelm is es! Denken Sie sich, Frau Refuß: Wilhelmchen sein Vater ist noch am Leben!“

„Sein Vater?“

„Ja doch, der Komödiant, der mit unserer Henriette durchgegangen ist! Ist das die Möglichkeit?“

„Es ist ein Wunder!“

Und nun mußte die Walters haarflein erzählen, was sie wußte. Und dann gingen die beiden Frauen bis zur Erschöpfung alle Möglichkeiten durch, die nun eintreten könnten. Natürlich mußte dieser Sad in Amerika sein Glück gemacht haben, sonst würde er sich doch nicht plötzlich auf den Sohn besonnen haben, dieser herzlose Patron! Reich war er wahrscheinlich; in Amerika wurde ja jeder schverreich. Und Wilhelm, auf den würde er nun wahrscheinlich Anspruch erheben, den wollte der Patron haben!

Da fing Auguste Walter, die sowieso nahe am Wasser gebaut hatte, und worin sie den trojanischen Seiden nichts nachgab, laut zu schluchzen an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Großvater.

Nach dem Schwedischen von Bert Sanders.

(Nachdruck verboten.)

Jeden Mittwoch fand in der kleinen Stadt der Wochenmarkt statt. Dann kamen die Bauern der ganzen Umgegend herein mit ihren Landesprodukten, Pferden, Vieh und vielem andern.

An den Markttagen saß stets ein alter, blinder Krüppel an dem großen Brunnen. Als junger Mensch hatte er bei einem Eisenbahnunglück beide Beine verloren, und nun war er auch noch völlig erblindet. Er wohnte bei seinem Sohn, einem jungen Arbeiter, namens Michel und dessen Frau. Der Abgott dieser beiden war ihr Söhnchen, der kleine Joseph. Joseph war ein freundliches Kind mit hellem Haar und sonnigem Blick.

Jeden Mittwoch wurde der alte Großvater von der Schwiegertochter im Rollstuhl zum Brunnen gefahren. Dort saß er fast den ganzen Tag, sang Psalmen und bat die Vorübergehenden um ein Almosen.

Zuweilen bekam der arme Alte ein paar Kupfermünzen, die er seinem Sohn zu Hause freudestrahelnd abgab. Aber der Schwiegertochter war er stets ein Dorn im Auge, er konnte ja nicht arbeiten, ein unnützes Geschöpf, das sie von ihrem sauer erworbenen Geld ernähren mußten.

Sie waren sehr arm, und wenn die Frau ihrem Mann zuweilen ihre Not klagte, bat er sie, ruhig zu sein und die Geduld nicht zu verlieren. Sie wünschte, daß der Krüppel bald sterben möchte, damit sie von der Last befreit würden, jedoch das wagte sie nicht auszusprechen. Aber mit jedem Jahre wurde es ihr klarer, wieviel leichter das Leben für sie ohne den Schwiegervater wäre.

An einem kalten Wintertag war Michel gezwungen, nach einem entfernteren Dorf zu fahren, von wo er erst am nächsten Morgen zurückkommen konnte.

Es war Mittwoch, und trotz der Kälte hatte der Alte fast zwei Stunden am Brunnen gesessen. Um 1 Uhr hatte sie ihn nach Hause geholt und ihm Essen gegeben, dann war er in seinem Stuhl am Kamin eingeschlafen.

„Tochter,“ sagte er beim Erwachen, „es ist wohl Zeit, daß Du mich wieder zurückführst, ich habe wohl lange geschlafen.“

„Nein, nein, es ist noch nicht Zeit, Du kannst noch eine Weile schlafen.“

Als sie den Alten schließlich hinausbrachte, war die Sonne bereits im Sinken und die Straßen waren menschenleer.

Sie ließ den Greis allein und er leierte wieder mit seiner heiseren Stimme die Psalmen herunter, während die letzten Sonnenstrahlen auf sein faltiges Gesicht und sein weißes Haar fielen.

Die Sonne schwand und die Kälte wurde intensiver. Wagen und Karren eilten an ihm vorüber und bald war er allein auf dem freien Platz. Aber er sang immer weiter und streckte seinen zerklumpten Gut aus.

Es wurde kälter und kälter, er schauderte, Hände und Gesicht begannen ihn zu schmerzen.

„Anna! Anna!“ Er rief seine Schwiegertochter, aber sie kam nicht.

Die Schmerzen in den Händen und Armen wurden heftiger und verbreiteten sich schließlich über den ganzen Körper. Er rief laut um Hilfe, doch niemand antwortete.

Viele trübe Wolken müssen heut wohl die Sonne verdunkeln, dachte er, denn es war ganz finster vor seinen Augen, während er sonst am Tage doch wenigstens einen roten Schimmer sah.

Wieder rief er um Hilfe. Er lauschte und merkte die ungewohnte Stille, erschrocken rief und rief er, doch niemand kam.

Der kleine Joseph mußte früh zu Bett gehen. Er fragte nach dem Großvater, der ihm abends immer so schöne Märchen erzählte.

„Den hole ich bald,“ sagte die Mutter.

Die Frau arbeitete mit fieberhaftem Eifer, sie scheuerte und putzte, ohne recht zu wissen, was sie tat. Schließlich war es Zeit, zu Bett zu gehen, aber sie konnte nicht ruhen. Nach fünf Minuten stand sie wieder auf, um zu sehen, ob sie noch irgend eine Arbeit fände.

Je später es wurde, desto mehr wuchs ihre Unruhe. Mit erschrockenen Blicken schaute sie sich um. Konnte sie denn nichts mehr tun? Sie mußte noch etwas finden — was es auch sein mochte — nur um die Zeit zu vertreiben. Fürchterliche Vorstellungen kamen und gingen durch ihr Hirn. Seufzte da je-

mand? Ach nein, man bildet sich in stillen Nachtstunden so vieles ein.

Vielleicht könnte sie jetzt versuchen zu schlafen. Plötzlich sprang sie wieder auf, ihre Hände zitterten, sie wagte nicht, sich umzusehen, ihre Zähne klapperten, ihr ganzer Körper flog. „Was habe ich getan?“ kam es von ihren weißen Lippen.

Ob sie ihn noch holen sollte? Vielleicht ist er noch nicht erfroren! Nein, unmöglich, seit 4 Uhr sitzt er am Brunnen und nun ist es Mitternacht. Er muß längst erfroren sein.

Langsam und mit ängstlichen Blicken sah sie nach dem Winkel am Kamin, wo der Alte gewöhnlich zu sitzen pflegte. Es schien ihr, als wenn er da läge und sie anstarrte.

Und was wird ihr Mann sagen? Wird er ihr glauben, daß sie vergessen hatte, den Alten zu holen? Nein, sie mußte eine andere Erklärung finden. Es wäre vielleicht doch am besten, gleich zum Brunnen zu gehen und ihn nach Hause zu fahren. Sie könnte dann sagen, daß sie ihn des Morgens tot im Bette gefunden habe. Das würde jeden Verdacht ausschließen.

Sie öffnete die Tür und sah hinaus in die Nacht. Es war sehr kalt und ganz finster; nicht einen Schritt weit konnte sie sehen.

Schauernd schloß sie die Tür. Hinausgehen in die Dunkelheit und eine Leiche nach Hause bringen! Nein, das konnte sie nicht, und wenn das auch das einzige Mittel wäre, jeden Verdacht zu verhüten, das konnte sie nicht.

Sie hatte oft daran gedacht, wie leicht es wäre, ihn nach Sonnenuntergang einmal zu vergessen. Das wäre nur ein Versehen gewesen — und ihr Mann wäre von einer schweren Last befreit. Und nun hatte sie es getan und — war zur Mörderin geworden! Sie, die jeden Sonntag die Füße der Mutter Gottes küßte, die zuweilen fastete, um die kleine Oellampe am Altar füllen zu können, sie, die Tochter frommer Eltern — eine Mörderin!

Die Nacht war lang; sie hörte die Kirchenuhr wieder und wieder schlagen. Schließlich warf sie sich auf das Bett und schlief ein.

Sie erwachte, als ihr Mann neben ihr stand und sie rüttelte.

„Wach auf!“ sagte er ungeduldig. „Wo ist der Junge?“

Sie richtete sich auf und schaute sich verwirrt um. Ihr Kopf schmerzte, ihre Schläfen hämmerten. Aber nach wenigen Sekunden war sie ganz klar und starrte nun bald auf das leere Bett des Kindes, bald auf ihren Mann.

„Ich weiß nicht,“ stammelte sie.

„Du hast die Tür offen gelassen, da wird der Kleine hinausgelaufen sein. Und Vater ist auch nicht hier!“

Die Frau wurde totenbleich.

„Ich fühlte mich gestern so krank,“ stotterte sie. „Nachdem ich ihn nachmittags zum Brunnen gebracht hatte, bin ich eingeschlafen. Ich habe bis jetzt geschlafen. Du siehst ja, daß ich noch angezogen bin.“

Der Mann hielt sich bebend am Bettpfosten fest.

„Das heißt,“ sagte er streng, „daß Vater in dieser kalten Nacht draußen gefressen hat, und —“

„Vielleicht hat ihn jemand gesehen und ihn zu sich nach Hause genommen,“ meinte sie.

„Kommt mit!“ befahl er. Sie gingen hinaus.

Am Brunnen saß der alte Mann, aber er sang nicht und streckte seinen zerrissenen Gut nicht aus. Seine Lippen waren verstummt für immer, seine Hände fest verschlungen.

Und auf seinen Armen lag der kleine Joseph, auch er stumm und steif, sein kleiner Kopf mit dem weichen hellen Haar war an die Brust des Alten gelehnt.

Starr vor Schrecken sah die Frau auf die beiden. Gott hatte sie durch ihr Kind gestraft!

Michel kniete nieder vor Vater und Kind. Er untersuchte den alten Mann, fühlte nach seinem Herzen, versuchte, die steifen Glieder zu bewegen — alles vergebens. Dann nahm er das Kind auf den Arm. Es hatte nichts an als das Nachthemd, und über dem bleichen Gesicht lag ein Lächeln.

Er sah seine Frau an, aber sie senkte die Augen, wandte sich um und ging fort.

Ohne ein Wort zu sagen schritt er mit dem toten Kind in den Armen nach Hause.

Und nun lebt er, der Vater, Frau und Kind zugleich verloren hatte, einsam in seinem kleinen, strohgedeckten Haus.



Morgenstimmung im Ierbischen Quartier.